mitments to market-based solutions outweigh shared commitments to responding to humanitarian needs as a basic tenet of citizenship. Lack of accountability among private contractors led to unmet, acute need; rather than collective outrage, victims became targets of altruism. "In this arrangement, the safety net becomes a kind of affective choice, rather than a civil right protected by regulations that are enforced by strong public sector policies and juridical protections" (11). While not something Adams asserts directly, replacing altruistic efforts for what was intended to be a public good (disaster assistance) resulted in additional labor for victims, as the role of charity recipient is fundamentally different from the role of rightful recipient of public resources granted through citizenship. First victims found themselves transformed into beggars negotiating the "*privately organized, publicly funded bureaucratic failure*" (7). When that failed, they had to transform into organizers of and recipients of charity, leaving residents for years playing the role of grateful hosts to their fellow-citizens' demonstrations of moral virtue.

Amy Bellone Hite

Alber, Erdmute: Soziale Elternschaft im Wandel. Kindheit, Verwandtschaft und Zugehörigkeit in Westafrika. Berlin: Dietrich Reimer Verlag, 2014. 426 pp. ISBN 978-3-496-02868-0. Preis: € 39.00.

Als Ethnologen wissen wir, dass alle unsere Vorannahmen über Lebensweisen anderswo auf der Welt eurozentrisch sind. Dazu gehört die Vorstellung, dass Kinder selbstverständlich ihren Eltern gehören und normalerweise bei diesen aufwachsen. Erdmute Alber schildert in der Einleitung ihres Buches sehr schön, wie sie sich schlagartig ihrer eigenen eurozentrischen Perspektive bewusst wird, als sie während ihrer ersten Feldforschung über Macht und Herrschaft in Nordbenin nach mehreren Monaten zufällig erfährt, dass die Kinder ihrer Gastgeber gar nicht deren leibliche sind. Vielmehr ist es dort ganz normal, die eigenen Kinder wegzugeben und dafür andere aufzuziehen. Aus diesem Schlüsselerlebnis heraus entwickelte sich später das Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse nun in Buchform vorliegen. In ihm beschreibt Erdmute Alber die Institution der Kindspflegschaft bei den Baatombu und ihren Wandel vom Ende des 19. Jh.s bis heute. Dass sie nach aller Dekonstruktion von Ethnizität in den letzten Jahrzehnten von "den Baatombu" sprechen kann, begründet Alber damit, dass ethnische Selbst- und Fremdbezeichnungen nach wie vor relevant seien und dass andere Bevölkerungsgruppen in Benin gerade die besondere Ausprägung der Kindspflegschaft als ethnisches Merkmal der Baatombu sähen.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil werden theoretische Zugänge zum Phänomen der Kindspflegschaft diskutiert. Hier geht Alber vor allem auf zwei einflussreiche Ansätze ein, die sich auf Westafrika bezogen: den britischen funktionalistischen (Esther Goody) und den französischen strukturalistischen Ansatz (Suzanne Lallemand). Während Goody eine typologische Ausdifferenzierung von Elternfunktionen entwarf und deren Delegierbarkeit betonte, lag Lallemands Augenmerk eher auf der Zirkulation von Kindern als ein Element allgemeinerer Tauschbeziehungen, die zur sozialen Kohäsion beitragen. Beide Perspektiven sind für die empirische Forschung relevant. Mit Bezug auf Ansätze der neueren Verwandtschaftsethnologie betont Alber, dass es bei der Kindspflegschaft vor allem um die Übertragung von Zugehörigkeit gehe. Empirisch stellt sich nun die Aufgabe, zu erforschen, was genau übertragen wird: "Sind es Rechte auf Ämter oder Rechte auf Erbschaft? Ist es die emotionale Zuwendung und das Versprechen auf Altersversorgung? Zirkuliert die Verpflichtung, ein Kind zu ernähren oder gar die Vorstellung einer immateriellen Bindung zwischen Eltern und Kind? In welchem Maße werden die bestehenden Zugehörigkeiten substituiert, in welchem Maße treten neue dazu?" (93).

Diesen Fragen geht Alber im zweiten und dritten Teil nach. Bemerkenswert ist dabei, dass Alber eine "klassische" ethnologische Feldforschung um eine quantitativ-vergleichende Untersuchung dreier Dörfer sowie um Erhebungen im städtischen Raum ergänzt. Neben der Schilderung ihrer eigenen Beobachtungen lässt Alber viele Menschen zu Wort kommen, die ihre Erfahrungen als Pflegekinder und als soziale Eltern im Rückblick schildern. In der Vergangenheit wuchs die Mehrheit aller Baatombu-Kinder nicht bei den leiblichen Eltern auf. Die meisten wuchsen bei klassifikatorischen Tanten, Onkeln und Großeltern auf. Mädchen wurden von Frauen "genommen" und Jungen von Männern. Es gibt Regeln für die Reihenfolge von Ansprüchen verschiedener Verwandter. Mit der Übernahme einer Kindspflegschaft gehen bestimmte Verpflichtungen einher, insbesondere die Ausrichtung der Heirat des Pflegekindes. Eltern dürfen die Bitte um ein Kind nicht ablehnen, weil sie den Bittenden gegenüber in der Regel eine rangniedrigere Position einnehmen. Als Gründe für die Zirkulation von Kindern nennen die Baatombu vor allem die Stärkung verwandtschaftlicher Bande und die Gefahr des Verziehens durch die leiblichen Eltern. Auch wenn diese Normen bis heute präsent sind, zeigt sich anhand konkreter Fälle, dass Kindergeber und -nehmer sie unterschiedlich auslegen und praktizieren können. Anhand vieler Einzelschilderungen macht Alber deutlich, dass jeweils unterschiedliche Bedürfnisse oder Strategien im Vordergrund stehen und dass auch die tendenziell Schwächeren in der Konstellation – vor allem die Kinder – unter Umständen Möglichkeiten haben, eine bestimmte Situation zu beeinflussen. Konflikte lassen sich aber nicht vermeiden und können zu Normbrüchen führen.

Das Weggeben von Kindern bedeutet nicht, dass Trennungen gleichmütig hingenommen werden. Alber beobachtet hier immer wieder Unterschiede zwischen Norm und Verhalten. Frisch entbundene Mütter sollen einem Neugeborenen gegenüber keine Emotionen zeigen, tun es dann aber doch, sobald bestimmte Personen gegangen sind; Sorgen über den Verbleib oder das Wohlergehen eines Kindes sollen nicht geäußert werden, aber unter vier Augen oder in indirekten Redewendungen werden sie dennoch ausgesprochen; die Beziehung zu einem weggegebenen Kind soll distanziert sein, aber durch Besuche bei den Pflegeeltern versucht man, im Bild zu bleiben

https://doi.org/10.5771/0257-9774-2014-2-658
Generiert durch IP '3.147.126.211', am 02.10.2024, 06:59:19.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

usw.. Genau solche Beobachtungen habe ich zu Mutter-Kind-Beziehungen und Ziehkindschaft in Nordnigeria gemacht (K. Werthmann, Nachbarinnen. Die Alltagswelt muslimischer Frauen in einer nigerianischen Großstadt. Frankfurt 1997). Sie bestätigen, dass viele Frauen trotz des sozialen Drucks zur Distanzierung von Primärbindungen an der Beziehung zu den leiblichen Kindern festhalten oder zumindest Mittel und Wege zu finden, etwas über die Kinder zu erfahren und in Kontakt zu bleiben.

Dass und wie sich Normen und Praxis seit der Kolonialzeit gewandelt haben, zeigt Alber sowohl anhand einiger Biografien als auch anhand einer Untersuchung im städtischen Raum. Als Tendenz zeichnet sich derzeit ab, dass das Weggeben von Jungen nachlässt und dass Kinder aus dem ländlichen in den städtischen Raum gegeben werden, aber kaum in die umgekehrte Richtung. Beides hängt zusammen mit der zunehmenden Bedeutung von Schulbildung, dem Entstehen einer urbanen Mittelschicht und neuer Lebensentwürfe. Außerdem treten neue Varianten von Kindspflegschaft auf, wie etwa eine geteilte Verantwortlichkeit zwischen leiblichen und sozialen Eltern, die Übernahme sozialer Elternschaft durch Nichtverwandte, eine Förderung ohne gemeinsame Residenz sowie neue Akteure in Gestalt von Mittelspersonen. In jüngerer Zeit prangern internationale Organisationen in Benin "Kinderarbeit" an, wobei auch die Institution der Kindspflegschaft in den Verdacht ausbeuterischer Praktiken geriet. Alber hebt den kategorischen Unterschied zwischen Pflegekindern und Dienstmädchen in städtischen Haushalten hervor, deutet aber auch an, dass es zu einer Verwischung dieser Grenze kommen kann. Eher beiläufig erfährt die Leserin, dass es unter den Baatombu Muslime gibt, aber ob und inwiefern der Islam als normativer Referenzrahmen eine Rolle für den Wandel der Kindspflegschaft – oder generell – spielt, wird nicht erwähnt.

Das Buch ist in einer auch ethnologischen Laien zugänglichen Sprache geschrieben. Die vielen Auszüge aus Interviews und Feldtagebüchern veranschaulichen, wie mühsam und kleinteilig die Feldforschung zu einem Thema ist, über das oft nur vage und widersprüchlich gesprochen wird. Das fängt schon mit vermeintlich unverfänglichen Fragen nach der Anzahl der Kinder an. Alber bezeichnet ihren Gegenstand metaphorisch als Zwiebel: unter jeder entfernten Haut liegt eine weitere. Von Vorteil für die Interpretation widersprüchlicher Aussagen waren vor allem zwei Dinge: erstens, dass Alber seit mittlerweile 20 Jahren immer wieder nach Benin kommt und zweitens, dass sie im Lauf dieser Zeit selbst Teil eines Verwandtschaftsnetzes und Pflegemutter wurde. Die größere soziale Nähe bringt jedoch ähnliche Schwierigkeiten mit sich wie jede soziale Beziehung: als Teil einer Dynamik, deren Entfaltung man nur teilweise zu überschauen vermag, wird man auch Projektionsfläche oder Konfliktpartei, ob man will oder nicht. Dies schildert Alber sehr offen am Beispiel von zwei Fällen, mit denen sie ihr Buch abschließt. Beide verdeutlichen die Umbrüche, in denen sich die Institution der Kindspflegschaft derzeit befindet und im Verlauf derer alle Beteiligten um ihre Definition und Ausgestaltung ringen. Wie in allen sozialen Konflikten, in denen es um die Verfügungsmacht über vitale Ressourcen geht (z. B. auch in Landrechtskonflikten), steht dabei die Frage im Vordergrund, wer unter welchen Umständen überhaupt auf welche Normen verweisen darf. In einem Kontext von Rechtspluralismus müssen die Akteure ständig überzeugende Narrative produzieren. Wie dabei im Fall der Kindspflegschaft heute neue Kommunikationstechnologien und der Bezug auf global zirkulierende Diskurse über Kindheit und Familie ins Spiel kommen, ist hochinteressant und enthält Potential für weitere Forschungen.

Das Buch ist ein Beitrag zur neuen Verwandtschaftsethnologie, zur Ethnologie der Kindheit und zur Analyse von Machtstrukturen innerhalb sozialer Nahbeziehungen. Am Beispiel von sozialer Elternschaft und Ziehkindschaft verdeutlicht es sehr schön sowohl die Beharrung als auch den Wandel sozialer Normen und Beziehungen in einem Kontext global zirkulierender Vorstellungen von Kindheit, Elternschaft und sozialer Zugehörigkeit.

Katja Werthmann

Anderhandt, Jakob: Eduard Hernsheim, die Südsee und viel Geld. Biographie. 2 Bde. Münster: Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat, 2012. 581 pp.; 620 pp. ISBN 978-3-86991-626-2; 978-3-86991-627-9.

This comprehensive biography of the influential German entrepreneur Eduard Hernsheim, who in the 1870s together with his brother Franz founded Hernsheim & Co, set up trading stations throughout the northwest Pacific region, and as German Consul was in many ways the architect of the German colonial interest in the area, consists of two volumes of 581 and 620 pages in length, with detailed chapter contents at the beginning of each volume, and footnotes and indexes of persons, places, ships and companies for both volumes at the end of the second volume. There are illustrations throughout, some in colour, and useful maps of the western Pacific at the beginning of each volume, although part of the legend at the bottom of the map in the first volume has been cut off in the trimming process.

The first part of chap. 1 is written in the present tense in the manner of a novel, from Eduard Hernsheim's point of view, caught aboard a ship in a raging storm in the Pacific, and wondering how his family in Mainz will react to the news of his death, which then allows the author to move to the past tense in exploring Hernsheim's family background in Mainz. The description of Hernsheim fighting for his life sets the tone for the whole biography, because if nothing else Anderhandt brings home to us just how difficult it was for Pacific Island traders at the time, their sheer existence being constantly under threat. Quite apart from the ever-present threat of death from malaria, and the extraordinary lengths that rival traders would go to undermine their competitors' viability, relations with the indigenous population, understandably suspicious of the European traders' motives, were unpredictable. For instance, Anderhandt gives a graphic account of the death of Captain Alexander Ferguson, who anchored his ship the "Ripple" at Numanuma in the Solomon Islands. His first mate, Davies, is handing out barter goods when he sees

https://doi.org/10.5771/0257-9774-2014-2-658
Generiert durch IP '3.147.126.211', am 02.10.2024, 06:59:19.
Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.